

Besprechungen

Wolfgang Schadewaldt und die Gräzistik des 20. Jahrhunderts, hg. von Thomas Alexander Szlezák unter Mitwirkung von Karl-Heinz Stanzel, SPU-DASMATA Bd. 100, VII + 173 S., Georg Olms Verlag Hildesheim-Zürich-New York 2005 (ISBN 3-487-12815-2). € 42,00.

Die in meinem Bericht über das Schadewaldt-Kolloquium vom Mai 2000 (FORUM CLASSICUM 3/2000, S. 168ff.) angekündigte gedruckte Fassung der damals gehaltenen Vorträge ist nunmehr erschienen. Den einstigen Schülern und Hörern des Meisters mag das ein willkommenes Anlass sein, die Blütezeit der deutschen Gräzistik, die während der 50er und 60er Jahre des letzten Jahrhunderts Schadewaldt in Tübingen verkörperte, noch einmal in kompetenten Beiträgen an sich vorüberziehen zu lassen. Die Zahl der vor fast fünf Jahren gehaltenen, z. T. für den Druck aktualisierten oder veränderten Vorträge ist um vier wegen ihrer Mündlichkeit im Druck nicht angemessen darstellbare Beiträge gekürzt, dafür sind zwei andere hinzugekommen: ein wissenschaftlicher, nämlich derjenige von KARL-HEINZ STANZEL „Wolfgang Schadewaldt und die griechische Lyrik“, – und ein biographischer von HELLMUT FLASHAR, der Antwort auf brisante, aber in den ersten Nachkriegsjahrzehnten nicht thematisierte Fragen zu geben versucht: „Biographische Momente in schwerer Zeit“. Aufgrund genauer Kenntnis der heute zugänglichen Dokumente zeichnet Flashar mit gebotener Sachlichkeit die Stationen der Schadewaldtschen Universitätslaufbahn von Königsberg über Freiburg, Leipzig, Berlin bis Tübingen nach. Dabei nehmen naturgemäß die hochschulpolitischen Turbulenzen in Freiburg, wo Schadewaldt vom 1. 10. 1929 bis zum 1. 10. 1934 wirkte, um und mit HEIDEGGER und Schadewaldts Verstrickung in sie breiten Raum ein. Die dadurch bedingte, lebenslang belastende Gefährdung der Freundschaft mit EDUARD FRAENKEL gibt Flashar als einen Schlüssel zum Verständnis des Menschen Schadewaldt zu bedenken, dessen „überragende Leistung in der Forschung und ... Ausstrahlung über die Grenzen des Faches hinaus“ außer Frage steht.

Um dem Leser die Suche in dem alten FORUM CLASSICUM-Heft von 2000 zu ersparen, seien die Beiträge hier noch einmal in der Folge ihres Abdrucks mitgeteilt: WOLFGANG KULLMANN: Wolfgang Schadewaldt und Homer; KARL-HEINZ STANZEL: Wolfgang Schadewaldt und die griechische Lyrik; HELLMUT FLASHAR: Wolfgang Schadewaldt und die griechische Tragödie; THOMAS ALEXANDER SZLEZÁK: Wolfgang Schadewaldt als Übersetzer; HANS KRÄMER: Wolfgang Schadewaldt und das Problem des Humanismus; KLAUS OEHLER: Bild – Zeichen – Wort – Gleichnis, Semiotische Einblicke in die Begriffswelt von Wolfgang Schadewaldt; ERNST RICHARD SCHWINGE: Wolfgang Schadewaldts Studien zu Goethe; UTE SCHMIDT-BERGER: Frauenraub – heute? Zu Schadewaldts „Ilias“ im Europäischen Gymnasium; HELLMUT FLASHAR: Biographische Momente in schwerer Zeit.

GOTTFRIED KIEFNER, Tübingen

Dummer, Jürgen / Vielberg, Meinolf (Hrsgg.): *Der Fremde – Freund oder Feind?* Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2004, 168 S., EUR 34,- (Altertumswissenschaftliches Kolloquium Bd. 12; ISBN 3-515-08577-7).

Der zu besprechende Band enthält Beiträge eines Kolloquiums, das vom 9. bis 10. Februar 2001 an der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena abgehalten wurde. Vertreter verschiedener Fachrichtungen, nicht nur der Klassischen Philologie, sondern auch der Theologie, des Strafrechts und der Politologie waren eingeladen. Nach dem Vorwort (7) der beiden Herausgeber äußert sich der damalige Ministerpräsident von Thüringen, Dr. BERNHARD VOGEL, in einem Grußwort (9-12), das durch bemerkenswerte Gedanken geprägt ist. Tief überzeugt vom Bildungswert der alten Sprachen beklagt er deren Rückgang in der Schullandschaft, vor allem den Verfall des Griechischen. Zur Untermauerung seiner Vorstellungen zum Bild des Fremden bedient sich VOGEL in mehreren Fällen berechtigterweise der Zitate GOETHES, etwa: „Das Land, das die Fremden nicht beschützt, ist zum Untergang verurteilt.“ (10) Oder: „Toleranz sollte eigent-

lich nur eine vorübergehende Gesinnung sein, sie muss zur Anerkennung führen.“ (11) Zwei weitere Grußworte schließen sich an, eines von Dr. KARL-HEINZ DUCKE (13-15), das andere von DIETHARD KAMM (17-19). Die Vertreter beider großen Kirchen weisen nachdrücklich darauf hin, dass im jüdisch-christlichen Denken der Fremde Teil der Gesellschaft ist.

Der erste Vortrag: „Die Begegnung mit Fremden im Alten Griechenland“ (21-42) stammt von ALBRECHT DIHLE. Daran schließt sich der Beitrag von KLAUS DICKE an: „Der Fremde als Weltbürger: Zur Tradition und Relevanz des Kosmopolitismus“ (43-54). JÜRGEN DUMMER widmet sich folgendem Thema: „Der Fremde in der christlichen Spätantike“ (55-72). Aus der Perspektive des Juristen betrachtet UDO EBERT das Thema: „Der Fremde im Strafrecht“ (73-92). Während FRIEDERIKE HEUBNER eine Stelle aus SALLUSTS *Bellum Jugurthinum* prüft („Die Fremden in Sallusts Afrika-Exkurs (Sall. Jug. 17-19)“ (93-111), befasst sich DIETRICH V. SIMON mit folgendem Thema: „Der Fremde und das *Ius Peregrini*“ (113-124). Den vorletzten Beitrag leistet HELMUT G. WALTHER: „Antijudaismus in spätantiker Tradition? Der Apokalypsenkommentar des spanischen Abtes Beatus von Liébana“ (125-149), der letzte Beitrag wurde von MICHAEL TROWITZSCH erstellt: „Gott, der Fremde“ (151-159). Den Band beschließt ein nützliches Register (161-168), das folgende Punkte enthält: 1. Antike Namen, 2. Mittelalterliche und neuzeitliche Namen, 3. Sachen, 4. Lateinische Wörter, 5. Griechische Wörter, 6. Stellen; Antike Autoren.

Einen zentralen Beitrag liefert ALBRECHT DIHLE, ein souveräner Kenner der griechischen Literatur. Er bietet eine Fülle von interessanten Details und Überlegungen zum Thema. Seiner einleitenden These wird man wohl ohne weiteres zustimmen können, denkt man dabei doch sogleich an die *Germania* des TACITUS, der seinen römischen Lesern gewissermaßen einen Spiegel vorhalten wollte: „Die Wahrnehmung des Fremden ist zum großen Teil nichts anderes als Selbstwahrnehmung, weil der sich aufdrängende Vergleich die eigenen Schwächen und Vorzüge in ein helleres Licht rückt“ (21). DIHLE untersucht das Bild des Fremden von der Frühzeit der grie-

chischen Literatur bis hin zur römischen Kaiserzeit. Wenn auch die Griechen alle Nichtgriechen als Barbaren bezeichneten, so lassen sich in den überlieferten Textstellen der Frühzeit damit keine negativen Konnotationen erkennen. Der Begriff bezog sich lediglich auf die Unverständlichkeit der fremden Sprachen. Nach HERAKLIT (Herakleitos B Diels-Kranz) waren die Barbaren nicht in der Lage, den Logos zu verstehen – im Gegensatz zu den griechischen Philosophen. Durch die Handelsbeziehungen kamen die Griechen mit zahlreichen Kulturen in Kontakt, vor allem auch mit den alten Hochkulturen Ägyptens, Mesopotamiens, Kleinasien usw., denen sie großen Respekt zollten. DIHLE greift nicht nur auf anthropogeographische und soziologische Überlegungen zurück, sondern auch auf medizinische Erkenntnisse. Bereits in den hippokratischen Schriften findet man die Einsicht, dass Griechen und andere Völker an denselben Krankheiten leiden können, dass also die Natur keine Unterscheidung bei den Menschen vornimmt (Hippocr. Progn. 25; vgl. KARL-HEINZ LEVEN, *Antike Medizin. Ein Lexikon*. München 2005). So gibt es in der griechischen Literatur keinen einzigen Hinweis auf eine Minderwertigkeit der Barbaren zur Erklärung für den griechischen Sieg von 480 v. Chr. (25). Gerade bei HERODOT finden sich zahlreiche positive Bewertungen, ja Beschreibungen voller Bewunderung orientalischer Kulturen, gemäß der Einsicht der Sophisten, dass sich Völker vor allem durch ihre Sitten und Regeln unterscheiden. Erst allmählich schlichen sich negative Konnotationen in den Barbarenbegriff ein, etwa in der Meinung über den Perserkönig oder die Makedonen. Für ARISTOTELES jedenfalls konnte sich die Menschennatur nur in einer Polis voll entfalten, und demzufolge erkennt der Schüler PLATONS lediglich solche Verfassungen an, die der Polis nahe stehen, also etwa Karthago oder etruskische Stadtstaaten, nicht aber das Reich der Perser oder auch das ALEXANDERS des Großen (29).

KLAUS DICKE stellt den Kosmopoliten in das Zentrum seiner Überlegungen. In einem ersten Schritt präsentiert er, ausgehend von einer fiktiven Erzählung, ein Problem im Umgang mit Fremden und Fremdem, nämlich die Abgren-

zung von Privateigentum bzw. überhaupt die Rechtsbeziehungen zwischen Einheimischen und Fremden (44ff.). Danach skizziert er in knappen Strichen die Ideengeschichte des Kosmopolitismus (47ff.), um dann nach einem großem Sprung in die Neuzeit die Erforschung des Kosmopolitismus im zwanzigsten Jahrhundert vorzustellen (51ff.). Abschließend würdigt er die genannte Erscheinung als „eine philosophisch durchaus angemessene Antwort auf die Erfahrung der Ubiquität des Fremden in der modernen Welt“ (53f.). Als Fazit ergibt sich für DICKE, dass der Fremde als Rechtsgenosse zu betrachten ist, der über die Menschenwürde verfügt, des weiteren als Sprachgenosse, auch wenn er eine andere Sprache sprechen sollte, und schließlich hat der Fremde im Sinne des Kosmopolitismus ein Besuchs- und Verständigungsrecht.

JÜRGEN DUMMER untersucht das Bild des Fremden in der christlichen Spätantike und beginnt seine Überlegungen mit zwei Bibelziten (Mt 28,19.20; Act 2,1-13), in denen zwar zahlreiche Völker aufgezählt werden, die aber nicht nach Fremden oder Nichtfremden differenziert werden. Auch in der Rezeption dieser Textstellen bei griechischen Kommentatoren lassen sich kaum negative Einstellungen zu den Fremden erkennen; lediglich JOHANNES CHRYSOSTOMUS spricht von ξένοι, verzichtet aber auf den ausgrenzenden Begriff βάρβαροι (Homilien zu Acta ap. 2,14, MPG, Sp. 49). Den beiden genannten griechischen Begriffen lassen sich *peregrinus* und *barbarus* vergleichen. Den erstgenannten griechischen Begriff charakterisiert DUMMER folgendermaßen: Sie (gemeint sind ξένοι) „waren im wesentlichen bestimmt durch eine sozio-kulturelle Gemeinsamkeit, die sich nicht zuletzt in einer sprachlichen Verwandtschaft äußerte“ (61), während unter dem Begriff βάρβαρος durchaus ganz unterschiedliche Inhalte zu verstehen waren. Der Barbar war selbstverständlich der Fremde am Rande der Gemeinschaft, schon aufgrund der Tatsache, dass er eine andere Muttersprache hatte. Andererseits zeigen zahlreiche Textstellen des NT, dass der Barbarenbegriff meist ohne jegliche Wertung verwendet wurde. Die heutige Forschung kann sich auf zahlreiche Studien zum Thema stützen, und DUMMER verweist auf die

Werke ILONA OPELTS, vor allem auf folgendes: Die lateinischen Schimpfwörter und verwandte sprachliche Erscheinungen. Eine Typologie. Heidelberg 1965; gleichzeitig moniert er zu Recht das Fehlen eines Pendant für den griechischen Bereich (allerdings hat der Rez. einige Ansätze bereits geliefert, zumindest für die griechische christliche Literatur: Schimpfwörter in ATHANASIUS' Reden gegen die Arianer, in: M. WISSEMAN (Hrsg.), Roma Renascens: Beiträge zur Spätantike und Rezeptionsgeschichte. Frankf./M./Bern/New York/Paris 1988, 308-320; Formen der Polemik bei BASILIUS in der Streitschrift *Adversus Eunomium*, in: Glotta 67,1989, 233-242; Schimpfwörter in den Invektiven des GREGOR VON NAZIANZ gegen Kaiser JULIAN APOSTATA, in: Glotta 1993, Heft 3/4, 189-202). Seit der Zeit des AUGUSTINUS wird der Barbarenbegriff nicht nur dazu verwendet, die Fremden schlechthin zu bezeichnen, sondern auch die feindlichen Fremden, die in das Römische Reich eindringen, etwa wie die Goten (*De civitate Dei*). Der Dichter PRUDENTIUS liefert ein anschauliches Beispiel (*Contra Symmachum* 2, 808-817). Er benutzt den Begriff *barbarus* letztlich im modernen, umgangssprachlichen Sinne.

UDO EBERT prüft in seinem Beitrag die Rolle des Fremden im heutigen StGB und untersucht dabei die Rolle des Fremden als Opfer und als Täter. FRIEDERIKE HEUBNER lenkt in ihrem Beitrag den Blick wieder zurück auf eine antike Textpassage (Sall. *Jug.* 17-19), analysiert aber auch die Ansichten anderer Ethnographen wie etwa von POSEIDONIOS oder auch die Ansichten eines CICERO zum Thema (*div.* II 96 und *nat. deor.* II 119). Sie konnte nachweisen, dass die Römer aus realpolitischen und pragmatischen Interessen heraus den Barbarenbegriff mit Inhalt gefüllt haben und daher weitgehend auf pauschale und stereotype Vorstellungen verzichteten, da sie aus einer Position der Stärke heraus den Fremden in ihrem Bereich akzeptieren konnten. In einem weiteren Beitrag wird eine juristische Fragestellung in das Zentrum gerückt, wobei das *Ius Peregrinum* im Vordergrund steht. Der letzte Beitrag des Bandes stellt Gott als den Fremden vor und betrachtet damit das Gesamtthema aus theologischer Sicht.

Insgesamt legen die Herausgeber einen instruktiven Band vor, in dem das Bild des

Fremden aus ganz unterschiedlichen Perspektiven analysiert und dem Leser eine Fülle von interessanten und bedenkenswerten Details und Ideen geboten wird. Die Beiträge sind gut lesbar, greifen auf wichtige Quellen zurück, die exemplarisch behandelt werden, und sind letztendlich sinnvoll aufeinander abgestimmt und durch das Register verbunden. Besonders in einer Zeit, in der Fremdenfeindlichkeit latent oder ganz offen zu beobachten ist, leistet der Band einen wichtigen Beitrag zum besseren Verständnis des Fremden und der Fremden.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Peter Hibst: Marcus Hieronymus Vida, De dignitate reipublicae – Über den Wert des Staates. Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar, Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium Band 57, Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2004, 745 S., EUR 59,50 (ISBN 3-88476-631-7).

Das vorliegende Opus wurde als Habilitationsschrift von der Fakultät für Philologie der Ruhr-Universität Bochum im Sommersemester 2002 angenommen. P. HIBST bietet eine Edition des Textes: *De dignitate reipublicae* von MARCUS HIERONYMUS VIDA sowie eine Übersetzung, der sich ein Kommentar anschließt. In der Einleitung (11-106) beschreibt er Ziel und Aufbau seiner Arbeit und gibt einen Überblick über die aktuelle Forschungslage. Er äußert sich zur Textüberlieferung und zur Textgestaltung. Grundlegender Text ist die im Jahre 1556 in Cremona erschienene *editio princeps*, berücksichtigt wurden auch die anderen drei Drucke aus dem 18. Jahrhundert. Bei der Übersetzung war es das Ziel für HIBST, eine weitestgehende Nähe zur Aussageintention des Autors zu suchen. Dabei sollten Verständlichkeit und flüssige Lesbarkeit nicht beeinträchtigt werden. Gleichwohl betont er, dass er die teilweise langen, an CICERO orientierten Perioden aufgelöst habe und sich eines modernen Wortschatzes bedient. Insgesamt legt H. eine flüssige und gut lesbare Übersetzung vor. Im Kommentarteil bemüht sich HIBST nach eigenen Aussagen darum, die antiken Quellen, auf die sich VIDA stützte, herauszufinden. Da VIDA – wie zahlreiche andere Humanisten auch – nicht immer seine Quellen angegeben hat, kann sich

die Quellensuche in einige Fällen als sehr mühselig erweisen. HIBST zieht das Fazit, dass VIDA sich hauptsächlich auf die Bibel und die Opera PLATONS, ARISTOTELES' und natürlich CICEROS selbst gestützt hat. Anschließend zeichnet HIBST in kurzen Strichen das Leben und Werk des Autors, ordnet es historisch ein in die Geschichte Italiens im Quattro- und Cinquecento, analysiert die Bedeutung des Konzils von Trient und liefert Angaben zu den Gesprächsteilnehmern. Es wird das Fehlen einer heute wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Biographie VIDAS beklagt. Zwar existiert eine Biographie aus der Feder des VIDA-Spezialisten M. A. DI CESARE, sie wird aber von HIBST offensichtlich nicht als ausreichend betrachtet. Insgesamt sind die Angaben zu VIDA recht spärlich, weiß man doch lediglich, dass er zwischen 1480 und 1485 geboren sein muss. Von ihm stammen bukolische Werke in der Tradition VERGILS, Briefe an bedeutende Zeitgenossen, das Epos *Christias* und seine berühmte *Ars poetica* (1515). Aufgrund seiner dichterischen Fähigkeiten stand er bei PIETRO BEMBO und JACOPO SADOLETO, den beiden Sekretären von Papst LEO X., sowie bei anderen bedeutenden Persönlichkeiten der Zeit, etwa bei CASTIGLIONE, in großem Ansehen. Schließlich wurde VIDA 1533 Bischof der Diözese Alba und wurde so in die Wirren der Zeit hineingezogen. Er lehnte die Reformation entschieden ab und stand ganz auf der Seite der römisch-katholischen Orthodoxie. VIDA verstarb 1566 und wurde in der Kathedrale von Alba bestattet und 1870 umgebettet. Die Aufschrift auf seinem Marmorgrab lautet: *M. Hieron. Vidae | Cremonensis | Ab anno MDLXVI Alb. Episc. | Christiano carmine Virgilii famam | Aemulati | Reliquiae olim ad laevam arae max. | Depositae | Ne tanto viro debitus honos | Plane deficeret | instaurato templo | Hoc monumento conditae sunt | Anno MDCCCLXX (33).*

Sehr nützlich für den Leser ist die Inhaltsübersicht von *De dignitate reipublicae*, da er so leichter ihn interessierende Abschnitte auffinden kann.

Im zweiten Abschnitt folgt der Text (bestehend aus der *Epistula dedicatoria*, dem *Liber primus* und dem *Liber secundus*) mit der Übersetzung (106-445). Danach folgt im dritten Abschnitt der Kommentar (446-690). Den Band beschließen ein